

HERMAN MELVILLE

TYPEE

Aus dem Amerikanischen
neu übersetzt und herausgegeben
von Alexander Pechmann

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien 1846
unter dem Titel *Typee: A Peep at Polynesian Life* bei
Wiley & Putnam, New York; die vorliegende Übersetzung
basiert auf der gleichlautenden, von John Bryant
neu herausgegebenen kritischen Ausgabe,
Penguin, London, 1996.

1. Auflage 2019
© 2019 mareverlag, Hamburg
Einband- und Schubergestaltung
Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag
Abbildung Schuber © vpanteon – stock.adobe.com
Karte Peter Palm, Berlin
Typografie Iris Farnschläder, mareverlag
Schrift Guardi
Druck und Bindung Kösel, Krugzell
Printed in Germany
ISBN 978-3-86648-614-0



www.mare.de

INHALT

Vorwort

19

KAPITEL 1

Das Meer – Sehnsucht nach der Küste – Ein seemüdes Schiff – Ziel der Reisenden – Die Marquesas – Abenteuer einer Missionarsfrau unter Wilden – Bezeichnende Anekdote über die Königin von Nuku Hiva

23

KAPITEL 2

Überfahrt von den Fanggründen zu den Marquesas – Träge Zeiten auf dem Schiff – Südseeszenerie – Land ahoi! – Das französische Geschwader vor Anker in der Bucht von Nuku Hiva wird gesichtet – Seltsamer Lotse – Kanueskorte – Kokosnussflottille – Schwimmende Besucher – Sie entern die *Dolly* – Was darauf folgte

33

KAPITEL 3

Bericht über die jüngsten Aktionen der Franzosen auf den Marquesas – Umsichtiges Verhalten des Admirals – Aufsehen um die Ankunft der Fremden – Das erste Pferd, das die Insulaner zu Gesicht bekommen – Überlegungen – Schätzbare Vorwände der Franzosen – Abschweifung über Tahiti – Besitzergreifung der Insel durch den Admiral – Beherrztes Handeln einer englischen Lady

44

KAPITEL 4

Situation an Bord des Schiffes – Inhalt seiner Speise-
kammer – Dauer von Südseefahrten – Bericht über einen
fliegenden Walfänger – Entschluss, das Schiff zu verlassen –
Die Bucht von Nuku Hiva – Die Typees – Invasion ihres
Tals durch Porter – Überlegungen – Die Schlucht von Tior –
Gespräch zwischen dem alten König und dem
französischen Admiral

50

KAPITEL 5

Überlegungen vor dem Fluchtversuch –
Toby, ein Schiffskamerad, schließt sich dem Abenteurer an –
Letzte Nacht an Bord des Schiffes

66

KAPITEL 6

Ein Beispiel für seemännische Redekunst –
Kritische Betrachtung der Matrosen – Die Steuerbordwache
hat frei – Die Flucht in die Berge

72

KAPITEL 7

Die andere Seite des Bergs – Enttäuschung –
Inventur der vom Schiff mitgebrachten Dinge – Aufteilung
des Brotvorrats – Erscheinungsbild des Inselinneren –
Eine Entdeckung – Eine Schlucht und Wasserfälle –
Eine schlaflose Nacht – Weitere Entdeckungen – Meine
Erkrankung – Eine marquesanische Landschaft

82

KAPITEL 8

Die wichtige Frage: Typee oder Happar? –
Eine Wildgansjagd – Meine Leiden – Entmutigende
Lage – Eine Nacht in einer Schlucht – Morgenmahlzeit –
Tobys glücklicher Einfall – Auf dem Weg ins Tal

96

KAPITEL 9

Gefährliche Durchquerung der Schlucht –
Abstieg ins Tal

107

KAPITEL 10

Der Eingang zum Tal – Wir gehen vorsichtig weiter –
Ein Pfad – Früchte – Zwei Eingeborene werden entdeckt –
Ihr erstaunliches Verhalten – Wir nähern uns den besiedelten
Gebieten des Tals – Unsere aufsehererregende Ankunft –
Empfang im Haus eines Eingeborenen

118

KAPITEL 11

Mitternächtliche Überlegungen – Morgendliche
Besucher – Ein Krieger in Rüstung – Ein wilder Äskulap –
Anwendung der Heilkunst – Leibdiener – Beschreibung eines
Wohnhauses im Tal – Porträts seiner Bewohner

133

KAPITEL 12

Kory-Korys Dienstleister – Seine Hingabe –
Ein Bad im Fluss – Mangelnde Kultiviertheit der Typee-
mädchen – Spaziergang mit Mehevi – Eine Typeelandstraße –
Die Tabu-Haine – Der Hula-Hula-Platz – Der Ti – Verwitterte
Wilde – Mehevis Gastfreundschaft – Mitternächtliche
Befürchtungen – Abenteuer im Dunkeln – Besondere

Ehrung der Besucher – Seltsame Prozession und
Rückkehr zu Marheyos Haus

151

KAPITEL 13

Ein Versuch, Hilfe aus Nuku Hiva zu bekommen –
Tobys gefährliches Abenteuer in den Happarbergen –
Kory-Korys Eloquenz

165

KAPITEL 14

Ein großes Ereignis im Tal – Der Inseltelegraf – Toby
stößt etwas zu – Fayaway zeigt Mitgefühl – Melancholische
Überlegungen – Rätselhaftes Verhalten der Insulaner –
Kory-Korys Hingabe – Ein ländliches Lager – Ein Luxus –
Kory-Kory zündet ein Streichholz à la Typee an

176

KAPITEL 15

Freundlichkeit Marheyos und der übrigen Insulaner –
Eine vollständige Beschreibung des Brotfruchtbaums –
Verschiedene Brotfruchtrezepte

191

KAPITEL 16

Traurige Lage – Zwischenfall am Ti – Anekdote
über Marheyo – Schädelrasur eines Kriegers

197

KAPITEL 17

Gesundheit und Laune bessern sich – Glückseligkeit
der Typees – Ihre Freuden verglichen mit denen eher auf-
geklärter Gesellschaften – Bössartigkeit bei zivilisierten

und unzivilisierten Völkern – Ein Scharmützel
in den Bergen mit den Happarkriegern

204

KAPITEL 18

Schwimmen in Gesellschaft der Mädchen des Tals –
Ein Kanu – Wirkungen des Tabus – Eine Vergnügungsfahrt
auf dem See – Eine schöne Laune Fayaways –
Schneiderhandwerk – Ein Fremder kommt ins Tal –
Sein rätselhaftes Verhalten – Redekunst der Eingeborenen –
Das Gespräch – Sein Resultat – Abschied des Fremden

216

KAPITEL 19

Überlegungen nach Marnoos Fortgang – Die Schlacht
der Knallbüchsen – Marheyos seltsamer Einfall –
Wie man Tapa herstellt

235

KAPITEL 20

Geschichte eines gewöhnlichen Tages im Typeetal –
Tänze der marquesanischen Mädchen

244

KAPITEL 21

Die Quelle von Arva Wai – Bemerkenswerte Ruinen –
Einige Gedanken zur Geschichte der im Tal
gefundenen *pei-peis*

250

KAPITEL 22

Vorbereitungen für ein großes Fest im Tal –
Seltsame Vorgänge in den Tabu-Hainen – Monument
der Kalebassen – Festkleidung der jungen Damen
von Typee – Aufbruch zum Fest

255

KAPITEL 23

Das Kalebassenfest

263

KAPITEL 24

Überlegungen zum Kalebassenfest – Ungenauigkeiten
in gewissen Büchern über die Inseln – Ein Grund hierfür –
Vernachlässigter Zustand des Heidentums im Tal – Bildnis
eines toten Kriegers – Ein seltsamer Aberglaube – Der Priester
Kolory und der Gott Moa Artua – Erstaunlicher religiöser
Brauch – Ein verfallener Schrein – Kory-Kory und das
Götzenbild – Eine Schlussfolgerung

272

KAPITEL 25

Allgemeine, beim Fest gesammelte Informationen –
Körperliche Schönheit der Typees – Ihre Überlegenheit über
die anderen Inselvölker – Verschiedenfarbige Gesichter –
Pflanzliche Schönheitsmittel – Was Seefahrer über die
außergewöhnliche Schönheit der Marquesaner berichten –
Wenige Beweise für den Umgang mit zivilisierten Menschen –
Eine klapprige Muskete – Primitive Schlichtheit
der Regierung – Mehevis Königswürde

289

KAPITEL 26

König Mehevi – Anspielung auf Seine Majestät
von Hawaii – Verhalten Marheyo und Mehevis angesichts
gewisser heikler Angelegenheiten – Seltsame
Heiratsbräuche – Bevölkerungszahl – Einheitlichkeit –
Einbalsamierung – Begräbnisstätten – Trauerfeiern in Nuku
Hiva – Einwohnerzahl von Typee – Lage der Häuser –
Glückliches Leben im Tal – Eine Warnung – Einige Gedanken
über die Zivilisierung der Inseln – Vergleich mit dem
momentanen Zustand auf Hawaii – Geschichte einer
Missionarsfrau – Moderne Equipagen auf Oahu –
Überlegungen

301

KAPITEL 27

Die Gesellschaft und das allgemeine
Wesen der Typees

318

KAPITEL 28

Fischfang – Wie der Fisch verteilt wird –
Mitternächtliches Festmahl – Kerzen zum Zeitmessen –
Wie man Fisch auf ungezwungene Weise verzehrt

327

KAPITEL 29

Naturgeschichte des Tals – Goldene Eidechsen –
Zahme Vögel – Moskitos – Fliegen – Hunde – Eine
einsame Katze – Das Klima – Die Kokospalme – Seltsame
Klettermethoden – Ein umtriebiger junger Häuptling –
Furchtlosigkeit der Kinder – Too-Too und die
Kokospalme – Die Vögel des Tals

332

KAPITEL 30

Ein Professor der schönen Künste – Wie er
mich verfolgte – Über Tätowierungen und Tabus –
Zwei Anekdoten zu Letzterem – Einige
Überlegungen zum Typeedialekt
342

KAPITEL 31

Seltsamer Brauch der Insulaner – Ihre Gesänge
und ihre besonderen Stimmen – Entzücken des Königs,
als er erstmals ein Lied hört – Dem Autor wird eine neue
Würde verliehen – Musikinstrumente im Tal – Die Wilden
bewundern einen Boxkampf – Ein schwimmender
Säugling – Schöne Zöpfe der Mädchen – Haaröl
355

KAPITEL 32

Böse Vorahnungen – Grauensvolle Entdeckung –
Einige Bemerkungen über Kannibalismus – Zweite Schlacht
mit den Happers – Wildes Spektakel – Geheimnisvolles
Fest – Nachfolgende Enthüllungen
362

KAPITEL 33

Der Fremde besucht erneut das Tal – Seltsames
Gespräch mit ihm – Fluchtversuch – Fehlschlag –
Traurige Lage – Marheyo zeigt Mitgefühl
375

KAPITEL 34

Die Flucht
382

Anhang
394
Tobys Geschichte
402

Nachwort von
Alexander Pechmann
419

Glossar
431
Chronik
435
Editorische Notiz
443

VORWORT

Mehr als drei Jahre sind seit den in diesem Band geschilderten Ereignissen vergangen. In der Zwischenzeit, die letzten Monate ausgenommen, hat sich der Autor meist auf dem weiten Ozean herumgetrieben. Seeleute sind heutzutage die Einzigen, die noch so etwas wie aufregende Abenteuer erleben; und manches, was den Stubenhockern fremdartig und romantisch erscheinen mag, ist für sie so alltäglich wie eine Jacke mit durchgewetzten Ellbogen. Doch trotz der Vertrautheit der Matrosen mit wunderlichen Abenteuern aller Art haben die auf den folgenden Seiten niedergeschriebenen Erlebnisse als »gesponnenes Garn« nicht nur oft dazu gedient, bei manch einer Nachtwache auf See die Langeweile zu vertreiben, sondern auch die innigste Aufmerksamkeit der Schiffskameraden des Verfassers geweckt. So kam er auf den Gedanken, dass diese Geschichte gewiss auch jene fesseln dürfte, deren Leben weniger abenteuerlich ist als das eines Seemanns.

In seinem Bericht über das einzigartige und interessante Volk, zu dem es ihn verschlug, wird man feststellen, dass er hauptsächlich von ihren eher augenfälligen Eigenheiten erzählt und bei der Schilderung ihrer Sitten deren Ursprung und Zweck in den meisten Fällen nicht zu erklären versucht. Da Reiseschriftsteller, die barbarische Stämme besuchten, sich meist sehr unklar zu diesen Themen äußern, erscheint es ihm richtig, auf etwas hinzuweisen, was man als sträfliche Lücke betrachten könnte. Niemand kann sich seiner Mängel in die-

ser und anderer Hinsicht mehr bewusst sein als der Autor; doch versteht man erst die besonderen Umstände, in denen er sich befand, wird man diese Versäumnisse sicherlich entschuldigen.

In sehr vielen Veröffentlichungen achtet man in besonderem Maß auf Datierungen; doch da dem Autor während der hier erzählten Ereignisse jedes Wissen um die Wochentage abhandenkam, hofft er, der Leser möge gnädig über seine Unzulänglichkeit in diesem Bereich hinwegsehen.

Was die in diesem Band benutzten polynesischen Wörter angeht, so wird – außer in solchen Fällen, in denen die Schreibweise bereits von anderen festgelegt wurde – die jeweilige Orthografie verwendet, die einem Fremden möglichst einfach ihren Klang vermittelt. In einigen Werken über die Pazifikinseln sind dem Ohr des Lesers viele der schönsten Vokalkombinationen verloren gegangen, da man die üblichen Rechtschreibregeln zu genau beachtet hat.

In den folgenden Kapiteln finden sich einige Abschnitte, die man als harte Urteile über gewisse ehrwürdige Männer verstehen könnte, deren Taten in verschiedenen Erdteilen – von denen sie selbst berichteten – ganz allgemein und oft auch verdientermaßen in den höchsten Tönen gelobt werden. Besagte Abschnitte basieren jedoch nachweislich auf Fakten, die keinen Widerspruch dulden und von denen der Autor persönlich Kenntnis erlangt hat. Die entsprechenden Schlussfolgerungen sind unvermeidlich, und der Autor benennt sie keineswegs aus Feindseligkeit gegenüber den einzelnen Akteuren oder jener glorreichen Sache, welcher das Vorgehen einiger ihrer Fürsprecher nicht immer dienlich war.

Das große Interesse, das wichtigen Ereignissen auf den Sandwichinseln, den Marquesas und Gesellschaftsinseln jüngst in Amerika und England und eigentlich überall auf der

Welt zuteilwurde, rechtfertigt wohl einige sonst unentschuld-
bare Abschweifungen.

In diesem Bericht werden vielerlei Dinge geschildert, die dem Leser sicherlich fremdartig oder vielleicht sogar völlig unbegreiflich erscheinen; doch dem Autor erging es seinerzeit nicht anders. Er hat die Geschehnisse genau so beschrieben, wie sie sich zugetragen haben, und überlässt es jedem, sich seine eigene Meinung zu bilden, zuversichtlich, dass sein aufrichtiges Bestreben, die ungeschönte Wahrheit zu sagen, mit dem Vertrauen seiner Leser belohnt wird.

KAPITEL 1

Das Meer – Sehnsucht nach der Küste – Ein seemüdes Schiff –
Ziel der Reisenden – Die Marquesas – Abenteuer einer
Missionarsfrau unter Wilden – Bezeichnende Anekdote über
die Königin von Nuku Hiva

Sechs Monate auf See! Ja, lieber Leser, wahrhaftig, sechs Monate, ohne Land zu sehen; nach dem Pottwal kreuzend unter der sengenden Sonne des Äquators und auf den Wogen des weithin rollenden Pazifiks umhergeworfen – oben der Himmel, ringsum das Meer und sonst nichts! Seit vielen Wochen waren all unsere frischen Vorräte aufgebraucht. Keine einzige Süßkartoffel übrig; keine einzige Yamswurzel. Jene herrlichen Bananenbüschel, die einst unser Heck und Achterdeck zierten, ach, sie sind verschwunden! Und die köstlichen Orangen, die von unseren Marsstengen und Stütztauen hingen – auch sie sind fort! Ja, sie sind alle dahin, und uns bleibt nichts als gepökelttes Pferdefleisch und Schiffszwieback. Oh, ihr Luxusmatrosen, die ihr wegen einer vierzehntägigen Atlantiküberfahrt ein solches Gewese macht; die ihr so pathetisch von den Entbehrungen und Strapazen der Seefahrt berichtet, auf der es nach einem Tag mit Frühstück, Mittagessen und fünfgängigem Abendmahl, Plauderstündchen, einer Partie Whist und einem Glas Champagnerpunsch euer hartes Los war, in kleinen Kabinen aus Mahagoni und Ahorn eingesperrt zu sein, zehn Stunden zu schlafen, ohne von irgendetwas ge-

stört zu werden, außer »diesen nutzlosen Teerjacken, die oben auf Deck herumbrüllen und -trampeln« – was würdet ihr von unseren sechs Monaten ohne Land in Sicht halten?

Ach, was gäbe man für den erfrischenden Anblick eines einzigen Grashalms – für den Duft einer Handvoll lehmiger Erde! Gibt es nichts Frisches ringsum? Gibt es nichts Grünes zu sehen? Ja, unser Schanzkleid ist innen grün gestrichen; aber was ist das für ein scheußlicher und übler Farbton, als ob nichts auch nur annähernd Pflanzenartiges in dieser trostlosen Ferne vom Land gedeihen könnte. Sogar die einst an unserem Feuerholz haftende Rinde wurde vom Schwein des Kapitäns abgenagt und verschlungen; und das ist schon so lange her, dass auch besagtes Schwein längst verschlungen wurde.

Im Hühnerstall gibt es nur noch einen letzten Bewohner, einst ein fröhlicher und adretter junger Hahn, der so tapfer zwischen den scheuen Hennen stolzierte. Doch seht ihn jetzt an; da steht er den ganzen Tag lang Trübsal blasend auf einem Bein. Mit Abscheu wendet er sich ab von dem schimmligen Getreide vor ihm und dem brackigen Wasser in seinem kleinen Trog. Zweifellos trauert er um seine verlorenen Gefährtinnen, die ihm buchstäblich eine nach der anderen entrissen und nie wieder gesehen wurden. Doch seine Trauertage sind gezählt; denn Mungo, unser schwarzer Koch, sagte mir gestern, der Befehl sei letztendlich erteilt worden und das Schicksal des armen Pedro besiegelt. Sein abgemagerter Leib werde am nächsten Sonntag auf dem Kapitäntisch aufgebahrt und lange vor Einbruch der Nacht mit all den üblichen Zeremonien unter der Weste des ehrbaren Mannes bestattet sein. Wer würde glauben, dass irgendjemand so grausam sein könnte, die Enthauptung des unglückseligen Pedro herbeizuwünschen; doch die Matrosen, diese selbstsüchtigen Kerle, beten jede Minute, dass man dem elenden Federvieh ein Ende bereite. Sie sagen, der Kapi-

tän werde das Schiff nie in Richtung Land steuern lassen, solange er noch Aussicht auf eine Mahlzeit frischen Fleisches habe. Nur dieser Unglücksvogel kann es aufbieten; und ist er einmal verschlungen, wird der Kapitän zur Vernunft kommen. Ich will dir nichts Böses, Peter; doch da du dazu verdammt bist, das Los deiner ganzen Rasse früher oder später zu teilen, und wenn die Beendigung deines Daseins das Signal für unsere Erlösung sein soll, ja, dann wünsche ich mir – um die Wahrheit zu sagen –, dass man dir sofort die Kehle durchschneidet; denn, ach, wie sehr sehne ich mich nach dem Anblick fruchtbarer Erde! Sogar das alte Schiff lechzt danach, durch seine Ankerklüsen noch einmal Land zu erspähen, und Jack Lewis hatte kürzlich recht, als der Kapitän an seiner Art zu steuern herumnörgelte.

»Also schau Sie mal, Kapitän Vangs«, sprach der freche Jack, »ich gehör zu den besten Steuermännern, die je 'ne Hand an die Spake gelegt haben; aber keiner von uns kann die alte Lady jetzt steuern. Wir können sie nicht voll und bei halten, Sir: und wenn man noch so aufpasst, sie kommt trotzdem vom Kurs ab; und dann, Sir, wenn ich das Ruder ganz sanft umlege und versuche, sie auf den rechten Pfad zurückzutricksen, geht sie nicht freundlich drauf ein, sondern wendet wieder rundum, und das alles nur, weil sie weiß, dass leewärts Land liegt, und sie sich weigert, luvwärts zu drehen.« Aye, und warum sollte sie auch, Jack? Wuchs nicht jedes einzelne Stück ihres Spantenwerks an Land, und hat sie nicht ebenso Gefühle wie wir?

Armes altes Schiff! Sein Äußeres verrät, wonach es sich sehnt: Wie bedauernswert es aussieht! Der Anstrich an seinen Seiten, von der sengenden Sonne verbrannt, ist voller Blasen und Risse. Seht nur den Tang, den es hinter sich herschleppt, und welche hässliche Ansammlung dieser furchtbaren En-

tenmuscheln sich an seinem Heck gebildet hat; und immer, wenn es sich aus dem Meer erhebt, zeigt sich, dass die Kupferbeschläge abgerissen sind oder in gezackten Streifen herabhängen.

Armes altes Schiff! Ich sag's noch einmal: Sechs Monate lang ist es herumgerollt und -gestampft, ohne einen Augenblick auszuruhen. Aber nur Mut, altes Mädel, ich hoffe, dich bald nur einen Zwiebackswurf entfernt vom seligen Land zu sehen, in einer grünen Bucht gemütlich vor Anker liegend und geschützt vor den stürmischen Winden.

»Hurra, meine Jungs! Es steht fest; nächste Woche setzen wir Kurs auf die Marquesas!« Die Marquesas! Welch seltsame Bilder exotischer Dinge beschwört allein der Name herauf! Nackte Huris* – Kannibalenbankette – Kokospalmenhaine – Korallenriffe – tätowierte Häuptlinge – und Bambustempel; sonnige Täler, bepflanzt mit Brotfruchtbäumen – Kanus mit geschnitzten Verzierungen, tanzend auf dem glitzernden blauen Wasser – wilde Urwälder, von schrecklichen Götzen bewacht – heidnische Rituale und Menschenopfer.

Solcherart waren die merkwürdig wirren Bilder, die mich während unserer Überfahrt vom Fanggebiet verfolgten. Ich verspürte eine unwiderstehliche Neugier, jene von den alten Seefahrern so glühend beschriebenen Inseln zu sehen.

Die Inselgruppe, auf die wir nunmehr zusteuerten, wird immer noch von Wesen bewohnt, die so seltsam und barbarisch sind wie anno dazumal (obwohl sie zu den ersten zählt, die von Europäern in der Südsee entdeckt und schon 1595 besucht wurde). Die Missionare, unterwegs im Auftrag des

* Nach islamischem Glauben jungfräuliche Bewohnerinnen des Paradieses.

Himmels, waren an ihren hübschen Ufern vorbeigesegelt und hatten sie ihren Götzen aus Holz und Stein überlassen. Wie interessant sind die Umstände ihrer Entdeckung! Im wässrigen Pfad Mendañas*, der nach irgendeinem Goldland suchte, waren diese Inseln wie ein Zauberbild aufgetaucht, und der Spanier glaubte einen Augenblick lang, sein herrlicher Traum sei in Erfüllung gegangen. Zu Ehren des Marqués de Mendoza**, damals Vizekönig von Peru – unter dessen Auspizien der Seefahrer segelte –, verlieh er ihnen den Namen, der dem Rang seines Schutzherrn entsprach, und schenkte der Welt bei seiner Rückkehr einen nebulösen und prächtigen Bericht von ihrer Schönheit. Doch diese Inseln, jahrelang ungestört, gerieten abermals in Vergessenheit; und erst in letzter Zeit konnte man etwas über sie in Erfahrung bringen. Sicherlich würde einmal in einem halben Jahrhundert ein abenteuerlustiger Herumtreiber sie aus ihrem friedlichen Schlummer wecken und, verblüfft vom unverhofften Anblick, fast in Versuchung geraten, ihre Neuentdeckung für sich zu beanspruchen.

Dieser interessante Archipel ist kaum je beschrieben worden, abgesehen von spärlichen Randbemerkungen der Südseefahrer. Cook*** hat bei seinen wiederholten Erdumsegelungen dessen Küsten kaum angelaufen; und alles, was wir über sie wissen, stammt aus einer Handvoll allgemeiner Berichte. Unter diesen verdienen zwei besondere Aufmerksamkeit. Porters *Journal of the Cruise of the U. S. Frigate Essex, in the Pacific*,

* Alvaro de Mendaña de Neira (1541–1595) entdeckte die Salomonen 1568 und die Marquesas 1595.

** García Hurtado de Mendoza y Cañeta (1535–1609), von 1589 bis 1596 Vizekönig von Peru.

*** James Cook (1728–1779) besuchte, trotz mehrerer Pazifikfahrten, nur ein Mal die Marquesas: Fatu Huku im Jahr 1774.

During the Late War enthält angeblich einige aufschlussreiche Angaben über die Insulaner.* Mir ist dieses Werk jedoch nie unter die Augen gekommen; und Stewart, der Kaplan der amerikanischen Korvette *Vincennes*, hat einen Teil seines Buches *A Visit to the South Seas* demselben Thema gewidmet.**

Amerikanische und englische Schiffe, die in den weitläufigen Jagdgründen des Pazifiks auf Walfang gehen, sind in den letzten Jahren, wenn ihnen der Proviant ausging, gelegentlich in den geräumigen Hafen einer der Inseln eingelaufen; doch Furcht vor den Eingeborenen, in Anbetracht des schrecklichen Schicksals, das vielen Weißen von ihrer Hand widerfuhr, hat ihre Crews davon abgehalten, sich hinreichend unters Volk zu mischen, um einen Einblick in dessen sonderbare Bräuche und Sitten zu gewinnen.

Die protestantischen Missionare haben offenbar die Hoffnung verloren, diese Inseln vom Heidentum zu befreien. Die Art und Weise, wie sie stets von den Eingeborenen behandelt wurden, hat die Wagemutigsten unter ihnen eingeschüchtert. Ellis*** nennt in seinen *Polynesian Researches* einige interessante Beispiele für abgebrochene Versuche der Tahiti-Mission, eine Zweigstelle auf einer der Inseln des Archipels einzurichten. Kurz vor meinem Besuch der Marquesas kam es im Zusammenhang mit diesen Bemühungen zu einem recht amüsanten Zwischenfall, von dem ich unbedingt erzählen muss.

* David Porter (1780–1843) bereiste 1812 als Kapitän der amerikanischen Fregatte *Essex* den Pazifik. Sein Reisebericht erschien 1815. Melville nutzte die überarbeitete Ausgabe von 1822 als Quelle.

** Reverend Charles S. Stewart (1795–1870) bereiste 1829 bis 1830 Polynesien. Sein Bericht erschien 1831.

*** William Ellis (1794–1872) arbeitete zwischen 1817 und 1822 als Missionar auf Tahiti. Sein Buch, das 1833 erschien, diente Melville immer wieder als Quelle.

Ein mutiger Missionar, der sich vom Scheitern aller vorherigen Anstrengungen, die Wilden versöhnlich zu stimmen, nicht abschrecken ließ und fest an die Wirksamkeit weiblichen Einflusses glaubte, stellte ihnen seine junge und schöne Frau vor, die erste weiße Frau, die je ihr Land betreten hatte. Die Insulaner starrten dieses außergewöhnliche Wunder zunächst verdutzt an und schienen geneigt, es für eine neue Gottheit zu halten. Doch nach kurzer Zeit, nachdem sie sich an das bezaubernde Erscheinungsbild gewöhnt hatten und eifersüchtig auf die Stoffhüllen wurden, versuchten sie, den heiligen, kleidenden Kalikoschleier* zu durchdringen, und sie übertraten, um ihre Neugier zu befriedigen, die Grenzen guter Erziehung so weit, dass sie die Anstandsgefühle der Dame tief verletzten. Als man ihr Geschlecht ermittelt hatte, wurde aus Anbetung Verachtung, und der Hohn, mit dem man sie überschüttete, wollte kein Ende finden, denn die Wilden glaubten wutentbrannt, man habe sie betrogen. Zum Schrecken ihres liebenden Gatten riss man ihr die Kleider vom Leib und gab ihr zu verstehen, dass sie ihre Täuschungen nicht ungestraft fortsetzen könne. Die sanftmütige Dame war nicht ausreichend evangelisiert, um dies zu ertragen, und aus Furcht vor weiteren Unschicklichkeiten zwang sie ihren Mann, sein Unternehmen aufzugeben, und sie kehrten zusammen zurück nach Tahiti.

Weniger schüchtern beim Zurschaustellen ihrer Reize war die Inselkönigin höchstpersönlich, die schöne Frau von Moana**, dem König von Nuku Hiva. Zwei, drei Jahre nach den hier aufgezeichneten Abenteuern kam ich an Bord eines Kriegsschiffs zufällig an diesen Inseln vorbei. Damals hatten die

* Kaliko ist ein feines, sehr dichtes Baumwollgewebe.

** König Moana I., geboren 1821, konvertierte zum Methodismus und hatte in seiner Jugend England besucht.

Franzosen eine Zeit lang von den Marquesas Besitz ergriffen und brüsteten sich bereits mit den günstigen Auswirkungen ihrer Rechtsprechung, die man am Verhalten der Eingeborenen feststellen könne. Tatsächlich hatten sie anlässlich einer ihrer Reformbemühungen rund 150 Insulaner bei Whitihoο abgeschlachtet – aber das lassen wir lieber unkommentiert. Zu der von mir erwähnten Zeit sammelte sich das französische Geschwader in der Bucht von Nuku Hiva, und während eines Zwiegesprächs ihres Kapitäns und unseres würdigen Kommodore schlug Erstgenannter vor, dass wir, das Flaggschiff des amerikanischen Geschwaders, einen Staatsbesuch des königlichen Paares empfangen sollten. Der französische Offizier behauptete zudem mit augenscheinlicher Selbstgefälligkeit, König und Königin hätten unter der Anleitung der europäischen Besucher ein ordentliches Bewusstsein für ihre hohe Stellung aufgesogen und verhielten sich bei allen zeremoniellen Anlässen mit angemessener Würde. Entsprechend hatte man Anstalten getroffen, den Majestäten an Bord einen Empfang zu bereiten, der ihrem Rang gerecht wurde.

Eines sonnigen Nachmittags konnte man eine mit bunten Fähnchen herausgeputzte Gig von der Seite einer der französischen Fregatten abstoßen und direkt auf unsere Gangway zurudern sehen. Im Heck ruhten Moana und seine Gemahlin. Als sie näher kamen, empfingen wir sie mit all den Ehren, die königlichen Hoheiten gebühren – wir bemannten die Rahen, gaben Salutschüsse ab und machten einen Heidenlärm.

Sie stiegen das Fallreep hinauf, wurden vom Kommodore mit dem Hut in der Hand begrüßt, und als sie übers Achterdeck schlenderten, präsentierten die Seesoldaten das Gewehr, während die Kapelle *The King of the Cannibal Islands** spielte.

* *The King of the Cannibal Islands* ist ein englisches Volkslied, das in

So weit, so gut. Die französischen Offiziere feixten und lächelten in allerbesten Laune und zeigten sich hocheifrig angesichts des taktvollen Benehmens dieser Würdenträger.

Zweifelloos sollte ihr Auftreten Eindruck machen. Seine Majestät steckte in einer prächtigen Militäruniform, steif von Goldlitzen und Stickereien, während sein kahl rasierter Schädel unter einem riesigen *chapeau bras** samt wippenden Straußenfedern verborgen lag. Sein Erscheinungsbild hatte jedoch einen kleinen Makel. Eine breite Tätowierung überzog sein Gesicht von einem Ohr zum anderen, sodass er aussah, als trüge er eine große Brille; und ein bebrillter König macht eine lächerliche Figur. Doch beim Ausstaffieren der schönen Gestalt seiner dunkelhäutigen Gattin hatten die Schneider der Flotte wahrhaftig den Frohsinn ihres nationalen Geschmacks bewiesen. Sie trug ein farbenprächtiges Gewand aus scharlachrotem, mit gelber Seide besticktem Stoff, der bis knapp unter die Knie reichte und ihre nackten, von spiralförmigen Tätowierungen verzierten Beine zur Schau stellte, welche ein wenig an zwei verkleinerte Trajanssäulen** erinnerten. Auf ihrem Kopf trug sie einen fantastischen Turban aus purpurnem Samt, verziert mit einem silbernen Zweigmuster und überragt von einem Büschel verschiedenartiger Federn.

Die Schiffsbesatzung, die sich auf der Gangway drängte, um das Spektakel mit eigenen Augen zu sehen, erregte bald die Aufmerksamkeit Ihrer Majestät. Sie wählte aus ihrer Mitte einen alten Seebären, dessen bloße Arme, Füße und nackte Brust

zahlreichen Versionen und unter verschiedenen Titeln kursierte. Eine frühe, sehr populäre Fassung stammt von A. W. Humphreys (1830).

* Ein Zweispitz aus Seide, der zu zeremoniellen oder diplomatischen Anlässen gefaltet unter den Arm geklemmt wird.

** Anspielung auf eine Marmorsäule in Rom, auf der spiralförmig im Relief die Siege des Kaisers Trajan (53–117 n. Chr.) abgebildet sind.

mit ebenso vielen Inschriften in chinesischer Tusche versehen waren wie der Deckel eines ägyptischen Sarkophags. Trotz aller heimlichen Winke und Proteste der französischen Offiziere ging sie sogleich auf den Mann zu, knöpfte seine Segeltuchjacke noch weiter auf, rollte das Bein seiner weiten Hose nach oben und bewunderte die hellblauen und zinnoberroten Stiche, die sich nun ihren Blicken darboten. Sie beugte sich über den Kerl, liebte ihn und brachte ihr Entzücken mithilfe einer Vielzahl wilder Ausrufe und Gesten zum Ausdruck. Die Verlegenheit der höflichen Gallier angesichts eines solchen unerwarteten Vorfalles kann man sich leicht ausmalen; nun stellt euch aber ihre Entrüstung vor, als die königliche Dame, erpicht, die Hieroglyphen auf ihrer eigenen lieblichen Gestalt vorzuzeigen, sich kurz vorbeugte, rasch umdrehte, ihr Gewand schürzte und ein Bild enthüllte, vor dem die entgeisterten Franzosen Hals über Kopf den Rückzug antraten. Sie taumelten in ihr Boot und entflohen dem Schauplatz einer so schockierenden Katastrophe.

KAPITEL 27

Die Gesellschaft und das allgemeine Wesen der Typees

Ich habe bereits erwähnt, dass die Macht der Häuptlinge über die Menschen des Tals außerordentlich gering war, und was allgemeine Richtlinien oder Verhaltensnormen angeht, mit denen ein Volk das Zusammenleben regelt, neige ich fast zu der Behauptung, dass es auf der Insel – soweit ich es feststellen konnte – keine gab, es sei denn, man zählt das geheimnisvolle Tabu dazu. Solange ich unter den Typees lebte, wurde niemand wegen irgendeines Vergehens gegen die Gemeinschaft angeklagt. Allem Anschein nach gab es keine Kriminal- oder Billigkeitsgerichte. Es gab keine Gemeindepolizei, die Vagabunden und Ruhestörer verhaftete. Kurzum, es gab keinerlei gesetzliche Vorkehrungen für das Wohlergehen und den Schutz der Gesellschaft, das aufgeklärte Ziel zivilisierter Rechtsprechung. Und dennoch ging im Tal alles so harmonisch und reibungslos vonstatten, wie es, das wage ich zu behaupten, in keiner noch so erlesenen, kultivierten und frommen Gemeinschaft von sterblichen Christen der Fall wäre. Wie lässt sich dieses Rätsel lösen? Die Insulaner waren Heiden! Wilde! Kannibalen sogar! Wie aber kamen sie ohne die Hilfe erlassener Gesetze zu einer dermaßen hoch entwickelten gesellschaftlichen Ordnung, die der größte Segen und Stolz des Sozialstaates ist?

Ebenso gut könnte man fragen: Wie wurden diese Men-

schen regiert? Wie hielten sie ihre Leidenschaften bei den alltäglichen Verrichtungen im Zaum? Es muss sich um einen tief verwurzelten Grundsatz gehandelt haben, stets ehrlich und nachsichtig miteinander umzugehen. Sie schienen von jenem stillschweigenden Gesetz des gesunden Menschenverstandes geleitet zu werden, das seine Gebote in jedes Herz meielt, auch wenn immer behauptet wird, die Menschheit sei von Natur aus gesetzlos. Die großartigen Prinzipien der Tugend und Ehre, so sehr sie auch durch willkürliche Regeln verzerrt werden, sind auf der ganzen Welt dieselben, und wenn es um diese Prinzipien geht, wird die Frage, ob eine Handlung richtig oder falsch sei, vom unkultivierten und aufgeklärten Verstand gleich beantwortet. Dieser angeborenen, universell verbreiteten Vorstellung von dem, was gerecht und edel ist, verdanken die Marquesaner die Integrität im Umgang miteinander. In der finstersten Nacht schliefen sie sicher, all ihre weltlichen Wertesachen bei sich, in Häusern, deren Türen nie verriegelt wurden. Die Furcht vor Diebstahl oder Mord war ihnen unbekannt. Jeder Insulaner ruhte unter seinem eigenen Palmettendach oder saß unter seinem Brotfruchtbaum, ohne dass ihn jemand belästigte oder aufschreckte. Im Tal gab es kein Vorhängeschloss und nichts, was eine entsprechende Funktion gehabt hätte. Trotzdem existierte keine Gütergemeinschaft. Dieser lange Speer, so elegant verziert und glatt poliert, gehört Wormoonoo; er ist viel schöner als der, den der alte Marheyo so hoch schtzt, und der wertvollste Besitz seines Eigentümers. Und doch habe ich ihn an einer Kokospalme im Hain lehnen gesehen, und dort wurde er gefunden, als man ihn suchte. Hier ist ein Pottwalzahn, rundherum mit kunstvollen Mustern graviert. Er gehört Karluna und ist das kostbarste Schmuckstück der jungen Frau. Für sie ist er wertvoller als Rubine – und doch hängt das Zahnjuwel an seinem Band aus geflochtener Baumrinde in ih-

rem Haus weit hinten im Tal; die Tür steht offen, während alle Bewohner fortgegangen sind, um im Fluss zu baden.*

So viel zum Respekt, den man im Typeetal gegenüber »persönlichem Eigentum« hat; wie sicher eine Investition in »Grundbesitz« sein mochte, kann ich beim besten Willen nicht beantworten. Ob das Land im Tal allen Bewohnern gemeinsam gehörte oder ob es in Grundstücke unter einer gewissen Zahl von Gutsherren aufgeteilt war, die jedem erlaubten, nach Lust und Laune Gebiete zu besetzen und dort zu wildern, konnte ich nie herausfinden. Jedenfalls gab es auf der Insel keine verstaubten Pergamentpapiere und Eigentumsurkunden, und ich neige fast zu der Ansicht, dass die Einwohner ihre breiten Täler einfach von der Natur selbst geerbt haben, um sie zu besiedeln und zu behalten, solange Gras wächst und Wasser fließt; oder bis ihre französischen Besucher sie sich mittels einer allgemeingültigen Abtretungsurkunde zu ihrem eigenen Nutzen und Vorteil unter den Nagel reißen.

Gestern sah ich Kory-Kory davoneilen, bewaffnet mit einer langen Stange, mit der er vom Boden aus die Früchte von den höchsten Zweigen der Bäume abschlug; in seinem Korb aus Kokospalmblättern brachte er sie nach Hause. Heute sah ich

* Die strikte Ehrlichkeit, welche die Bewohner fast aller polynesischen Inseln im Umgang miteinander zeigen, steht im erstaunlichen Gegensatz zur diebischen Neigung einiger von ihnen gegenüber Fremden. Es scheint fast so, als wäre es nach ihrem Moralkodex eine lobenswerte Tat, einem Europäer eine Machete oder einen Eisennagel zu stehlen. Denkt man an die hemmungslosen Raubzüge ihrer seefahrenden Besucher, könnte man aber auch annehmen, dass sie das Eigentum der Fremden als gerechte Entschädigung ansehen. Diese Überlegung dürfte einen offensichtlichen Widerspruch in der Moral der Insulaner erklären, aber auch bis zu einem gewissen Grad die schlechte Meinung relativieren, die sich der Leser von Südseereiseberichten allzu gern bildet. (HM)

einen Insulaner, der meines Wissens in einer abgelegenen Gegend des Tals wohnt, dasselbe tun. Am abschüssigen Flussufer stehen einige Bananenstauden. Ich habe oft zwanzig bis vierzig junge Leute beobachtet, die einen fröhlichen Raubzug unternahmen und die großen goldenen Büschel, eins nach dem anderen, zu verschiedenen Plätzen im Tal fortschleppten und dabei schrien und stampften. Jener Brotfruchtbaumhain oder jene herrlichen goldenen Bananenbüschel dürften keinem geizigen alten Griesgram gehört haben.

Aus dem Gesagten lässt sich schließen, dass es im Typeetal einen großen Unterschied zwischen »persönlichem Eigentum« und »Grundbesitz« gibt. Einige sind natürlich reicher als andere. So biegt sich zum Beispiel der Firstbalken in Marheyos Haus unter dem Gewicht manch eines großen Tapabündels, und sein Ruhelager besteht aus sieben übereinanderliegenden Mattenschichten. Draußen, in Tinors Küchenschrank – oder wie man das Ding sonst nennen mag –, hat sie reichlich Kalebassen und Schneidebretter untergebracht. Nun ist das Haus hinter dem Wäldchen, in dem Marheyos Nachbar Ruaruga wohnt, nicht ganz so gut ausgestattet. Unter dem Dach baumeln nur drei bescheidene Bündel, auf dem Boden liegen nur zwei Mattenschichten, und die Kalebassen und Schneidebretter sind weder so zahlreich noch so geschmackvoll gefärbt und verziert. Andererseits hat Ruaruga ein Haus, zwar kein so schönes, aber ein ebenso bequemes wie das von Marheyo; und wenn er wollte, könnte er – mit sehr wenig Aufwand – mit dem Haushalt seines Nachbarn wetteifern. Darin bestanden, in wenigen Worten, die wichtigsten erkennbaren Unterschiede im Wohlstand der Menschen von Typee.

Die Zivilisation beansprucht nicht alle menschlichen Tugenden für sich; sie besitzt nicht einmal alle. Bei vielen barbarischen Völkern gedeihen sie prächtiger und haben mehr Kraft.

Die Gastlichkeit des wilden Arabers, der Mut des nordamerikanischen Indianers und die treue Freundschaft einiger polynesischer Völker übertreffen bei Weitem ähnliche Merkmale bei den kultivierten Gesellschaften Europas. Falls Wahrheit und Gerechtigkeit und die besseren Seiten unserer Natur nur existieren können, wenn sie durch ein Gesetzbuch erzwungen werden, wie kann man dann den Gesellschaftszustand der Typees erklären? Sie sind in jeder Hinsicht so rein und aufrichtig, dass ich, als ich ihr Tal mit den irrigsten Vorstellungen über ihr Wesen betrat, bald erstaunt ausrufen musste: »Sind dies die kriegerischen Wilden, die blutrünstigen Kannibalen, von denen ich so schreckliche Geschichten gehört habe? Sie behandeln einander freundlicher und menschlicher als viele, die Abhandlungen über Tugend und Nächstenliebe studieren und jeden Abend das schöne Gebet wiederholen, das erstmals von den Lippen des göttlichen und sanften Jesus gesprochen wurde.« Ich gebe freimütig zu, dass ich nach ein paar Wochen in diesem marquesanischen Tal eine höhere Meinung von der Natur des Menschen entwickelte, als ich je zuvor gehabt hatte. Doch wehe! Seither bin ich Crewmitglied auf einem Kriegsschiff gewesen, und die zusammengepferchte Gemeinheit von fünfhundert Männern hat meine vorherigen Theorien fast über den Haufen geworfen.

Die Typees haben einen bewundernswerten Charakterzug, der mich mehr als alles andere für sie einnahm: die Einmütigkeit der Gefühle, die sie zu jedem Anlass zeigten. Sie schienen kaum je über ein bestimmtes Thema geteilter Meinung zu sein. Sie dachten und handelten alle gleich. Ich glaube nicht, dass sie auch nur einen Abend lang einen Debattierklub abhalten könnten, denn es gäbe einfach nichts zu diskutieren; und müssten sie eine Versammlung einberufen, um die Lage des Stammes zu besprechen, dann wäre die Sitzung bemer-

kenswert kurz. Sie zeigten den Geist der Einmütigkeit in allen Aspekten des Alltags; alles wurde einträchtig und kameradschaftlich erledigt. Ich will ein Beispiel für dieses brüderliche Gefühl anführen.

Eines Tages, als ich mit Kory-Kory von meinem gewohnten Besuch im *Ti* zurückkehrte, kamen wir an einer kleinen Lichtung im Wald vorbei; dort, informierte mich mein Begleiter, werde man am Nachmittag auf einer Seite ein Bambushaus bauen. Mindestens hundert Eingeborene brachten Material zu der Stelle, einige trugen ein oder zwei der Bambusrohre in den Händen, aus denen die Wände gebaut werden sollten, andere dünne Hibiskuszweige, an denen man Palmettenblätter befestigte, für das Dach. Jeder leistete seinen Beitrag zu der Arbeit; und dank der gemeinsamen, aber leichten und sogar lässigen Anstrengungen aller war das ganze Werk vor Sonnenuntergang abgeschlossen. Die Insulaner, die das Wohnhaus errichteten, erinnerten mich an eine emsige Biberkolonie. Sie waren natürlich nicht so leise und zimperlich wie diese wundervollen Geschöpfe und auch nicht annähernd so fleißig. Um die Wahrheit zu sagen, neigten sie ein wenig zum Faulenzen, aber es herrschte ständig ein fröhliches Durcheinander. Und sie werkten so einträchtig und schienen von einer solchen angeborenen Freundlichkeit angetrieben, dass es wirklich schön war, ihnen dabei zuzusehen.

Keine einzige Frau beteiligte sich an dieser Arbeit, und falls – wie Philosophen behaupten – der Grad der Achtung, den die Männer dem ewig anbetungswürdigen Geschlecht entgegenbringen, ein gerechter Maßstab für die Kultiviertheit eines Volkes ist, kann ich die Typees wahrhaftig zur kultiviertesten Gemeinschaft unter der Sonne erklären. Die Frauen des Tals waren zwar den religiösen Einschränkungen des Tabus unterworfen, abgesehen davon durften sie jedoch jeder denkbaren

Leidenschaft frönen. Nirgendwo sonst macht man den Damen so eifrig den Hof; nirgendwo sonst werden ihre Beiträge zu unseren höchsten Genüssen mehr gewürdigt; und nirgendwo sonst sind sie sich ihrer Macht mehr bewusst. Ganz im Gegensatz zu ihrer Stellung in vielen primitiven Nationen, wo Frauen alle Arbeiten verrichten, während ihre ungalanten Herren und Meister sich einen schönen Lenz machen, war das sanfte Geschlecht im Typeetal von jeder Mühsal befreit, falls man etwas als Mühsal bezeichnen kann, das nicht einmal im tropischen Klima einen einzigen Schweißtropfen hervorbringt. Ihre leichten Haushaltsarbeiten, zusammen mit der Tapaherstellung, dem Mattenflechten und dem Polieren von Trinkgefäßen, waren die einzigen Tätigkeiten, die von Frauen ausgeführt wurden. Und sogar diese erinnerten an jene mühelosen Handarbeiten, denen unsere vornehmen Damen zu Hause in den eleganten Vormittagsstunden zum Vergnügen nachgehen. Doch so einfach und angenehm diese Arbeiten auch waren, die flatterhaften jungen Mädchen beschäftigten sich nur selten mit ihnen. Tatsächlich standen diese eigenwilligen Damen, die keinen Kummer aufkommen ließen, auf Kriegsfuß mit jeder sinnvollen Betätigung. Wie manch eine verwöhnte Schönheit streiften sie durch die Wälder, badeten im Fluss, tanzten, turtelten, spielten allerlei böse Streiche und verbrachten ihre Tage in einem fröhlichen Wirbel aus sorgenfreier Glückseligkeit.

Während meines gesamten Aufenthalts im Tal sah ich niemals einen Streit und nichts, was man auch nur annähernd als Auseinandersetzung bezeichnen könnte. Die Eingeborenen schienen einen einzigen Haushalt zu bilden, dessen Mitglieder durch starke Zuneigung verbunden waren. Familiäre Liebe konnte ich nicht so oft beobachten, denn sie schien mit der allgemeinen Liebe zu verschmelzen; und wo alle wie Brüder und

Schwestern behandelt wurden, konnte man kaum sagen, wer tatsächlich mit wem verwandt war.

Niemand soll annehmen, ich hätte dieses Bild überzeichnet. Das habe ich nicht. Man sollte auch nicht darauf beharren, dass die Feindseligkeit dieses Stammes gegenüber Fremden und die Blutfehden, die sie gegen ihre Nachbarn auf der anderen Seite des Berges führen, meinen Angaben widersprechen. Dem ist nicht so, und diese offensichtlichen Widersprüche lassen sich leicht auflösen. Aus manch einer sagenhaften Geschichte über Gewalt und Unrecht, aber auch aus Ereignissen, die sich direkt vor ihren Augen abgespielt haben, haben diese Menschen gelernt, Weiße mit Abscheu zu betrachten. Schon allein die grausame Invasion ihres Landes durch Porter hat sie ausreichend provoziert; und ich kann verstehen, warum der Typeekrieger so energisch alle Zugänge zu seinem Tal mit der Spitze seines gesenkten Speers bewacht und, den Rücken seiner grünen Heimat zugewandt, am Strand steht, um die einfallenden Europäer fernzuhalten.

Worin die Feindschaft dieses besonderen Clans mit den Nachbarstämmen ihren Ursprung hat, weiß ich nicht. Ich will nicht behaupten, dass ihre Feinde die Aggressoren sind, und auch nicht versuchen, ihr Verhalten zu beschönigen. Doch wenn unsere bösen Leidenschaften sich Luft machen müssen, ist es gewiss viel besser, sie an Fremden auszulassen als im Herzen der Gemeinschaft, in der wir leben. In vielen kultivierten Ländern gibt es sowohl gesellschaftlichen Zwist als auch Familienstreit, während zugleich grausamste Kriege gegen andere Nationen geführt werden. Wie gering ist im Vergleich hierzu die Schuld unserer Insulaner, denen man von diesen drei Sünden nur die erstgenannte anhängen kann, die auch noch die am wenigsten strafbare ist!

Der Leser wird bald mit gutem Grund annehmen, dass die

Typees vom Kannibalismus nicht gänzlich freizusprechen sind; und dann beschuldigt er mich vielleicht, ein Volk zu bewundern, das solch ein schändliches Verbrechen begeht. Doch diese einzige Ungeheuerlichkeit in ihrem Wesen ist nicht halb so schrecklich, wie sie gemeinhin beschrieben wird. Laut den Abenteuer geschichten werden Seeleute, die an irgendeiner barbarischen Küste Schiffbruch erlitten, von den unzivilisierten Bewohnern bei lebendigem Leibe verspeist, als wären sie schmackhafte Bratenstücke; unglückliche Seefahrer werden in einladende und verräterische Buchten gelockt, man schlägt ihnen mit exotischen Kriegskeulen den Schädel ein und serviert sie dann ohne weitere Zubereitung. Tatsächlich sind diese Berichte so grässlich und unwahrscheinlich, dass viele vernünftige und belesene Leute Kannibalen für reine Erfindung halten und jede Reisebeschreibung, die eine angebliche Begegnung mit ihnen schildert, ins Regal neben *Blaubart* und *Jack, der Riesentöter* stellen; andere, die noch so fantastischen Fiktionen blindlings vertrauen, glauben fest daran, dass es auf der Welt Menschen gibt, deren Geschmack so verdorben ist, dass sie einen einzigen Bissen echtes Menschenfleisch einer guten Mahlzeit mit Roastbeef und Plumpudding bei Weitem vorziehen würden. Doch hier findet sich die Wahrheit, die sich gern mittig ansiedelt, abermals zwischen zwei Extremen; denn Kannibalismus wird in bestimmten bescheidenen Maßen bei einigen der primitiven Stämme im Pazifik praktiziert, doch ausschließlich an den Leichen erschlagener Feinde; und so grauenvoll und furchterregend dieser Brauch auch ist, so sehr man ihn ausnahmslos verabscheuen und verdammen sollte, bleibe ich dennoch bei meiner Behauptung, dass jene, die ihm nachgehen, in anderer Hinsicht human und tugendhaft sind.